

Den eigenen Tod planen – Respekt, aber kein Vorbild Zur Selbsttötung von Timo Konietzka

„Ich plane meinen Tod“. Das hatte Timo Konietzka in einem Interview vor ein paar Monaten gesagt. Er hat das in dieser Woche wahr gemacht. Nun spricht man über die letzten Minuten dieses berühmten Fußballers so, wie über seine erste Minute am ersten Spieltag der Bundesliga. Im August 1963 erzielte Timo Konietzka für Dortmund das erste Bundesliga-Tor. Er folgten über siebzig weitere Tore, auch in der Nationalmannschaft, und danach eine Trainerlaufbahn. Diesen Montag hat sich Timo Konietzka mit 73 Jahren in seiner Wahlheimat Schweiz das Leben genommen. Eine Sterbehilfeorganisation hat ihm dabei geholfen. Er war unheilbar an Krebs erkrankt und hatte vorher geäußert, er wolle nicht lange leiden und durch seine Selbsttötung auch seine Frau und seine Familie entlasten. Die letzten Entscheidungen eines Menschen mit schwerer Krankheit verdienen Respekt. Jeder versteht die Angst vor langem Leiden, die Angst, anderen lästig zu sein. Viele haben so auf Timo Konietzkas Tod reagiert. Einige sagten, er ist einen mutigen Weg gegangen. Darüber hinaus haben sich die zu Wort gemeldet, die die sogenannte aktive Sterbehilfe auch in Deutschland wünschen. Ich will das nicht. Ich möchte, dass dieser große Fußballer als Sportler und Mensch ein Vorbild bleibt, aber nicht durch seine letzte Entscheidung. Denn ich stelle mir vor, welche Folgen das hätte. Wenn es eine legale oder sogar erwünschte Möglichkeit wäre, den eigenen Tod zu planen und herbeizuführen. Was für ein ungeheurer Druck, wenn ich zusätzlich zu den vielen Lebensentscheidungen auch noch meinen Tod planen soll. Ich müsste entscheiden: Wann kann ich mein Leben nicht mehr ertragen? Wann falle ich meinen Angehörigen zu sehr zur Last? Und in einer zunehmend alternden Gesellschaft: Wann bin ich zu hilflos, so dass mein Leiden für die Allgemeinheit untragbar oder zu teuer wird? Wann lohnt das Leben mit einer schweren Krankheit nicht mehr? Mit 82? Oder 92? Das ist ein Schreckensszenario für mich. Nicht nur für gläubige Menschen, die als Christen, Muslime oder Juden ihr Leben als von Gott geschenkt begreifen und es wieder in Gottes Hand legen wollen. Auch für nicht-religiöse Menschen. Denn für alle gilt: das Leben haben wir uns nicht selbst gegeben. Wir wären nicht groß geworden ohne andere, die uns gehalten und getragen haben. Warum sollte das Leben würdelos sein, warum sollte es wertlos sein, weil wir in Alter und Krankheit wiederum auf andere angewiesen sind? Auf Hilfe angewiesen zu sein, ist das unausweichliche Merkmal menschlichen Lebens. Es tut weder der Seele noch dem Zusammenleben gut, wenn wir etwas nur als Last begreifen, ohne das wir keine Menschen wären. Die Zeiten sind Gott sei Dank vorbei, in denen die christlichen Kirchen Menschen verurteilten und sogar verdammten, die sich selbst getötet haben. Als wäre der Gott der Liebe nicht ganz besonders den Verzweiferten nahe. Inzwischen hat sich durchgesetzt: Wer in seelischer und leiblicher Not keinen Ausweg sieht, braucht keine moralischen Richter. Sondern schmerzlindernde medizinische Hilfe und liebevolle Pflege, braucht Seelsorge und Anteilnahme. Wer mit schwer kranken Menschen zu tun hat, weiß: Der Wunsch, sich selbst zu töten, wird verschwindend gering, wenn sie diese Zuwendung erfahren. Es ist ein Segen, dass die Bewegung, die Sterbende begleitet, wächst und die Medizin, die sich der Schmerztherapie verpflichtet weiß, enorme Fortschritte macht. Aber noch gibt es in dem Bereich politische und persönliche Versäumnisse, denn sie sind bisher nicht für alle Menschen leicht erreichbar und selbstverständlich. Für mich gehen die einen mutigen Weg, die sich für ein gutes Leben bis zum Tod einsetzen.